



Die Strafe aushebeln

Das Berliner Gefängnistheater Aufbruch macht mit Strafgefangenen keine Therapie, sondern Kunst

Sieglinde Geisel • Die Freiluftaufführungen im Männergefängnis Tegel sind Theatererfahrung der besonderen Art, nicht nur wegen der Eingangskontrollen. Wer aufs WC muss, findet sich in einer Zelle wieder, und man erschrickt, wie klein diese Räume sind. Das Vorspiel zum Stück beginnt in einem leerstehenden Trakt aus dem 19. Jahrhundert, der für den Abriss vorgesehen ist. Zellentüren werden aufgerissen, und auf einmal sind die Schauspieler unter uns, sie rufen die ersten Sätze, und schon sind wir mitten in Ernst Tollers «Maschinenstürmer», und niemand vermöchte zu sagen, wer zu den Gefangenen gehört und wer zu «uns».

Im Gefängnishof sitzt das Publikum dann auf einer Tribüne im Freien, auf der Wiese stehen einfache Requisiten: ein Bretterverschlag, ein Podest. Die Inszenierungen des Gefängnistheaters Aufbruch tragen eine klare Handschrift: klassisches Sprechtheater in Brechtscher Tradition, Deutsch in allen Akzenten, immer wieder finden sich die Stimmen zum Sprechchor oder zu einem Lied. Gespielt wird mit Körpereinsatz und verblüffender Präsenz. Acht oder neun Vorstellungen gibt es jeden Sommer, die zweihundert Plätze sind ausverkauft.

Professioneller Betrieb

Schon seit 1997 wird in der grössten geschlossenen Justizvollzugsanstalt Deutschlands Theater gespielt. Acht Wochen probt man von 14 bis 21 Uhr, danach folgen drei Wochen Aufführungen. Nicht nur das Pensum entspricht der Arbeit an einem Stadttheater, auch die Professionalität der Proben, mit Sprechtechnik, Körperübungen, Reaktionsspielen. Der Regisseur Peter Atanassow hatte seine Schauspielausbildung noch in der DDR gemacht, einer Theatertradition, in der das Handwerk gepflegt wird. Atanassow weiss, wie er seine inhaftierten Schauspieler zu nehmen hat. «Der Knast ist eine Männerwelt, das kenne ich auch von Soldaten >der Bauarbeitern: Es gibt klare Regeln, man steckt sein Territorium ab.» Zu den Regeln, die Atanassow beachten muss, gehört die Hierarchie unter den Häftlingen. «Wer im Knast einen hohen Rang hat, muss auch im Theater wichtig sein. Ich will diesen Knast ja auch sichtbar machen, mit der Kunst.» Um Kunst allerdings geht es den Häftlingen nicht unbedingt. «Für sie ist das eine Arbeit. Wenn ich anfangen, mein Konzept zu erklären, heisst

es rasch: Halt die Klappe, und sag uns, was wir machen sollen.» — Die Stücke, die Atanassow mit seinem Team für die Aufführung mit den Gefangenen bearbeitet, entstammen der Weltliteratur, und sie haben mit der Situation im Gefängnis zu tun: Beckett, Heiner Müller, die Figur des Kaspar Hauser oder auch Schillers «Wallenstein», der im vergangenen Sommer in zwei Teilen aufgeführt wurde. «Überall dort, wo Menschen sich kasernieren lassen, um Reichtum und Wohlstand zu erwerben oder für einen höheren oder politischen Zweck Werte zu verteidigen, ist Wallensteins Lager», heisst es im Programmheft. Der künstlerische Anspruch manifestiert sich auch in der Wahl der Aufführungsorte für jene Produktionen, die ausserhalb der Gefängnismauern gezeigt werden: «Maria Stuart» wurde auf dem Mauerstreifen an der Bernauer Straße gespielt, «Penthesilea» auf der Museumsinsel, Heiner Müllers «Wolokolamsker Chaussee» im Deutsch-Russischen Museum in Karlshorst, wo 1945 die Kapitulation unterzeichnet worden war.

Im Ensemble sind alle möglichen Delikte vertreten, auch alle Biografien: vom hochintelligenten Steuerhinterzieher bis zum albanischen Drogendealer, der kaum Deutsch spricht. Und am Ende deklamieren sie alle ihren Schiller. «Das ist für die meisten so fremd, dass es kein Vorurteil dagegen gibt. Je weiter ein Text von den Häftlingen weg ist, desto leichter ist oft der Zugang, es ist, wie wenn man eine Sprache lernt.» Für Mo, der aus dem Libanon stammt, ist das Theater wichtig, um das Deutsch zu verbessern. Er gehört zu den Ex-Häftlingen, die im vergangenen Sommer bei der «Wallenstein»-Aufführung im leerstehenden Kasino des Flughafens Tempelhof mitgespielt hatten: Für ihn ist die «Familie», wie viele das Ensemble nennen, auch ein Bezugsnetz. Dass ihn Leute nach der Produktion angerufen hätten, um zu fragen, wie es ihm gehe, sei für ihn eine neue Erfahrung gewesen. Schiller hat er erst durch die Theaterarbeit kennengelernt. «Ich fühle mich geehrt, Schiller spielen zu dürfen.» Albert, der den Wallenstein spielte, war seit sieben Jahren im Ensemble, er stand nach einer langen Haftstrafe kurz vor der Entlassung aus dem Gefängnis. Er neigte im Gefängnis zu Wutausbrüchen, bei den Proben jedoch ist er ruhig und geduldig, seinen Part spielt er souverän.

Für Peter Atanassow ist die Arbeit mit den Gefangenen keine Sozialarbeit. Beim Casting geht es

nicht darum, wer von der Theaterarbeit profitiert, sondern wer am besten spielt. «Wäre es Therapie, würde keiner mitmachen.» Wer sich nicht an die Regeln hält, fliegt raus, denn die Theaterarbeit hat nur ein Ziel: nach zwei Monaten ein gutes Stück auf die Bühne zu bringen. Dieser Druck eint das heterogene Ensemble. «Die Gefangenen sind uns wichtig — aber nicht, weil wir aus ihnen bessere Menschen machen wollen, sondern weil wir mit ihnen Theater spielen.» Die Begegnung auf Augenhöhe sei entscheidend: «Das hebt die Strafe aus.» Meist weiss Peter Atanassow bei seinen Schauspielern nicht einmal, wegen welchen Delikts sie im Gefängnis sitzen.

Eine Quelle von Sinn

Für die Justizvollzugsanstalt Tegel sind die Theateraufführungen eine logistische Herausforderung. Am Anfang habe es unter den Beamten Skepsis gegeben, so Lars Hoffmann, der Pressesprecher. Es hiess: «Jetzt machen die auch noch Theater!» Doch inzwischen kommen viele Vollzugsbeamte mit ihren Familien zur Vorstellung. Nach aussen ist das Theater Imagewerbung: 2011 wurde «Aufbruch» mit dem George-Tabori-Preis ausgezeichnet. Dass Häftlinge Theater spielen, ändert die Wahrnehmung der Öffentlichkeit. Intern schätzt man die therapeutische Wirkung, die paradoxerweise gerade dadurch entsteht, dass die Theatermacher ihre Arbeit nicht als Therapie sehen. Weil sie ein gemeinsames Ziel haben, lernen die Ensemblemitglieder Regeln einzuhalten und Konflikte nicht mit Gewalt zu lösen.

Er mache im Theater mit, weil er gefordert werde, sagt ein Häftling, denn das Schlimmste im Gefängnis sei die Unterforderung und das Gefühl, nicht gebraucht zu werden. Theater als eine Quelle von Sinn — das würde wohl keiner der Häftlinge so formulieren, aber davon wird man in jeder Aufführung Zeuge. In einer Männer-Zwangsgemeinschaft, wie sie im Gefängnis besteht, braucht es Mut, etwas von sich zu zeigen. Es hat seine eigene Schönheit, zu sehen, wie manche über sich hinauswachsen — und dann den Applaus für etwas geniessen, was es ohne sie nicht gäbe.

Nächste Produktion: «Der brave Soldat Schwejk», nach Jaroslav Hasek. JVA Heidering, Grossbeeren. 10. 11. 12., 17. und 18. September 2014. Informationen: www.gefaengnistheater.de